Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 107 (1981)

Heft: 18

Artikel: Über die Notwendigkeit des Ernstes und seine Bedrohung durch die Ironie

Autor: Troll, Thaddäus / Woodcock, Kevin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-604488

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Über die Notwendigkeit des Ernstes und seine Bedrohung durch die Ironie

Befürchtungen, gehegt von Thaddäus Troll

Im Althochdeutschen hatten die beiden Wörter Ernst und Kampf dieselbe Bedeutung. Da wir Deutschen ein kämpferisches Volk sind, ist der Ernst untrennbar mit unserem Wesen verbunden. Es gibt einen nötigen Ernst, mit dem wir den Skatsport betreiben, den Fussgesundheitsgedanken hochhalten oder unsere Würde wahren. Es gibt den blutigen Ernst, mit dem wir von Zeit zu Zeit unsere Ehre verteidigen, uns von einem Joch befreien oder Objekte fordern, die uns noch nie gehört haben. Es gibt einen sittlichen Ernst, der uns daran hindert, das zu tun, was wir gern tun möchten, und der es uns erlaubt, uns über die zu entrüsten, die sich, von keinem sittlichen Ernst gehindert, ein Stück vom Kuchen der Annehmlichkeiten des Lebens abschneiden. Und schliesslich gibt es jenen heiligen Ernst, mit dem wir über den Parsifal, die bayrische Heimat, den Tierschutz, den Kölner Karneval, Rudolf Steiner, Beethovens Neunte, Hermann den Cherusker und den deutschen Männerchor sprechen. Dass dieser heilige Ernst, den wir statt des romanischen Schalks im Nacken sitzen haben, nicht schon zum Schutzpatron der Teutonen ernannt ist, ist zu bedauern. Er trägt als Attribut eine beleidigte Leberwurst, tritt mit dem Standbein auf den eigenen Schlips und hat das Spielbein im Fettnäpfchen.

Ernst ist gleich tief und heiter gleich seicht. Lassen wir uns das von leichtfertigen Federn nicht ausreden, wie zum Beispiel von Egon Friedell, der uns weismachen will: «Professoren huldigen dem – übrigens auch in intelligenteren Kreisen als den ihrigen verbreiteten – Irrtum, dass ein Philosoph notwendigerweise ein sogenannter ‹ernster Mensch› sein müsse. Man könnte aber gerade im Gegenteil sagen, dass der Philosoph erst dort anfängt, wo der Mensch damit aufhört, sich und das Leben seriös zu nehmen.»

Wie sagt Schiller? «Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!» Hier irrt der grosse Sohn unseres Volkes. Für den ernsthaften Menschen ist die Kunst mit jenem frommen Schauder verbunden, der uns überkömmt, wenn Germaniens Götter sich auf der Opernbühne wie sächsische Kleinbürger zanken. Im Olymp wird viel gelacht. In Walhall auch sonntags nie. Wir begegnen den Musen mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen. Da wabert und webt es in weihiger Würde. Wir erwarten vom Künstler «trächtige Aussagen», wir verlangen von ihm ein «echtes Anliegen», das aber keineswegs aus Fleisch und Blut sein darf! Es war Clemenceau, extremer Deutschenfeind, der die frivolen Worte sprach: «Wenn man die Sachen ernst nimmt, können sie, das weiss man nie vorher, ernst werden. An sich sind die Sachen nicht ernst.»

In diesen Sätzen schwingt etwas, was dem deutschen Ohr fremd klingt: Ironie. Es ist die Fähigkeit, etwas anderes zu sagen, als man meint. Diese Kunst der Verstellung ist unserem geradlinigen Wesen zuwider. Sie ist ein welsches Gewächs. Der Philosoph Sokrates war der Ansicht, der Weise solle sich dumm stellen. Der Soldat Schwejk, der diese Maxime beherzigte, ist tschechischer Herkunft. Ironie ist doppelzüngige Maskerade; ihr Wahrheitskern ist nur für den Verständigen erkenntlich.

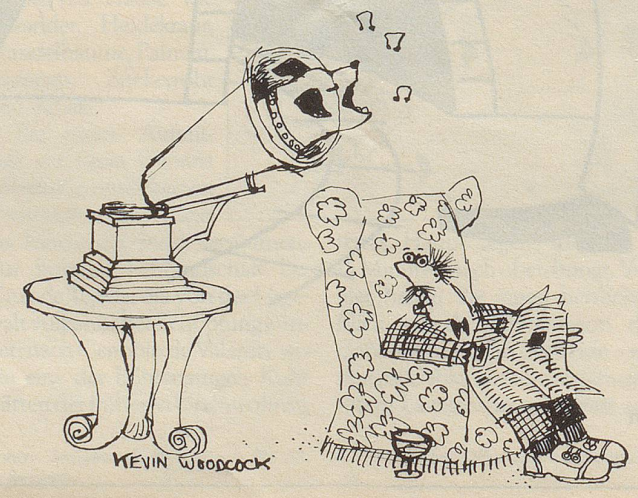
Aber ist dieser Verständige nicht identisch mit jenem sattsam bekannten Intellektuellen, von dem die «Deutsche Drogistenzeitung» 1934 schrieb:

«Hinweg mit diesem Wort, dem bösen
Mit seinem jüdisch grellen Schein.
Nie kann ein Mann von deutschem Wesen
Ein Intellektueller sein!»

Schon immer hat man im Deutschen den Intellektuellen mit dem Adjektiv «zersetzend» vermählt. In einem Volk, in dem die hierarchische Einteilung in Vorgesetzte und Untergebene aller öden Gleichmacherei trotzt, ist für den Intellektuellen, der weder zum einen noch zum anderen taugt, kein Platz. Zu Recht brandmarkt man ihn mit dem hierzulande abwertenden Begriff «links». Ein Linksintellektueller ist, so möchte ich definieren, ein Mann, der sich aus der Gemeinschaft ausschliesst, indem er sich eine individualistische Meinung bildet, ja darüber hinaus noch die Stirn hat, sich in aller Oeffentlichkeit zu solch abweichender Meinung zu bekennen. Man kann die Grenzen nicht streng genug ziehen: Fahrlässig intellektuell handelt schon der, der einen Brief an den «Bayern-Kurier» mit einer Briefmarke vom Evangelischen Kirchentag frankiert.

Es ist symptomatisch, dass sich vornehmlich die Zyniker der Ironie bedienten. Ihr geistiges Haupt, Antisthenes von Kynos, sah in der Bedürfnislosigkeit, in der Selbstgenügsamkeit die Krönung geistigen Strebens. Es ist nicht auszudenken, wie gefährlich sich solche Ansichten auf unsere Wirtschaft auswirkten, deren Entwicklungstendenz nur dadurch garantiert werden kann, dass eine raffinierte Werbung Unzufriedenheit erweckt und damit das Konsumbedürfnis wachhält. Zufriedenheit bedeutet Absatzschwierigkeiten. Zyniker streben weder nach einer Zweitwohnung noch nach einem Zweitwagen, noch nach einer Zweitfrau. Kein Wunder, dass die Schüler des Antisthenes die Kultur verachteten. Bezeichnend für sie, dass sie kein Nationalgefühl kannten und sich als Weltbürger fühlten. Einer von ihnen, Diogenes, von Alexander nach seinen Verbraucherwünschen gefragt, äusserte nur die simple Bitte, ihm aus der Sonne zu gehen. Die Güter des gehobenen Bedarfs missachtete er.

Das welsche Gewächs der Ironie hat sich schon früh in eine gewisse Literatur eingeschlichen; schon im Mittelhochdeutschen kannte man den Begriff «Hinter-Spott». Dieser Hinterspott ist heimtückisch, weil er sich nicht für jeden auf den ersten Blick zu erkennen gibt. Die Romantiker haben sich der Ironie bedient und damit alles Bedingte in Frage gestellt. Sie haben nicht einmal vor sich selbst haltgemacht und waren sarkastisch genug, ihre eigene Kunst, ihre Tugend und ihre Genialität durch Selbstironie fragwürdig zu machen.

Es ist bezeichnend, dass sich ein Mann wie Heinrich Heine darüber beklagt hat, Ironie werde im Deutschen nicht verstanden, weshalb man alles ironisch Gemeinte *kursiv* setzen sollte. Man sollte diese Anregung, auch wenn sie nicht aus berufenem Munde kommt, aufgreifen und wenigstens alles ironisch Gemeinte im Fernsehen durch violette Farbe verdeutlichen.

Denn für uns, die wir den deutschen Ernst gegen die Krankheit der Ironie verteidigen, gilt es, sie zu erkennen, zu entlarven, ihr brutal die Maske vom Gesicht zu reissen, bevor die heiligsten Güter der Nation von ihr der tödlichen Lächerlichkeit preisgegeben werden.